



Um Mediziner und Virologen wird derzeit fast ein Starkult betrieben. Es ist aber weder der weiße Kittel noch ein Anzug oder ein langer akademischer Titel, der sie zu kompetenten Experten macht.

Illustration Mark Matcho

Es gibt derzeit nicht zu wenige Informationen, sondern es sind eigentlich viel zu viele, und es ist nicht leicht zu sagen, was bestätigte Fakten, was Vermutungen, was Gerüchte sind. Wenn ein Professor das sagt, muss es doch stimmen, oder? Aber warum sagt Christian Pentzold denn jetzt so etwas, wo im Moment noch jeder nach mehr lechzt?

Wir wollen wissen, wann endlich ein Gegenmittel, ein Impfstoff gefunden ist – morgen, in einem Monat, erst 2021? Und wir schauen womöglich stündlich auf die Infektionszahlen. Weltweit. Natürlich, man kennt sich ja inzwischen aus, dient dazu am besten das schwarz-rote Dashboard der John Hopkins University, nicht die Website des Berliner Robert-Koch-Instituts, und das Mosern über den Gebrauch altmodischer Faxgeräte zur Fallermittlung eines neuartigen Coronavirus gehört einfach dazu. Wir streamen, wählen uns in internationale Telefonkonferenzen ein, machen Workouts im Wohnzimmer und warten ungeduldig darauf, mit OP-Masken wieder ins Freie entlassen zu werden, während wir lautstark deren Mangel in allen Krankenhäusern beklagen. Den Segen soll uns irgend- ein Experte geben, nur schnell, ein Tweet genügt. Auf Twitter werden neuerdings Virologen, Infektiologen, vermeintliche Experten und eitle Titelträger gegeneinander ausgespielt, mit Rockstars verglichen, als Helden stilisiert oder auch als Mörder beschimpft. Plötzlich wollen alle besser Bescheid wissen, und der polarisierende Meinungsaustausch samt Teambildung fordert Zeit und Energie. Über Marylyn Addo, Hendrik Streeck, Lothar Wieler, Christian Drosten, Alexander S. Kekulé und andere ihrer Zunft wird gestritten, als ginge es um Popularität oder Sport, nicht um Wissenschaft. Deshalb hört niemand so genau hin, wenn das abschbare Ende unserer Gemeinschaft auf Distanz nicht wie ein Nest gefüllt mit Schokoladeneiern zu Ostern versprochen werden kann. Trotzdem ein wichtiger Termin: Zeit für eine Zwischenbilanz.

Bis dahin werden wohl noch etliche Talkshows zu sehen, Artikel zu lesen und Podcasts zu hören sein: Das Coronavirus ist auf allen Kanälen, der klassischen und sozialen Medien. Wenn Pentzold, Professor für Kommunikations- und Medienwissenschaft an der TU Chemnitz, aber schon heute sagt, es wird zu viel berichtet und dadurch oft auch Außenseitern ein Forum gegeben, wie soll es erst bis dahin werden? Und danach? Virologie, Epidemiologie und andere Forschungsdisziplinen haben Hochbetrieb, müssen sich mitunter zum ersten Mal mit Coronavirus befassen, die Pandemie lässt nur wenige Fachgebiete ruhen. Auch Medienwissenschaftler liefert das aktuelle Geschehen eine ungeahnte Fülle an Daten, die sie später einmal gründlich auswerten können. Und sie bemerken bereits, wie typische Mechanismen greifen und eine vermeintliche Transparenz sowie Ausgewogenheit nicht unbedingt die nötige Orientierung bieten, wenn alles mit

Licht aus, Spot an – für die Virologie

Das Coronavirus hat inzwischen nicht nur Hunderttausende Menschen infiziert, sondern auch sämtliche Mediensparten befallen. Überall tummeln sich Experten, aber nicht alle haben unsere Aufmerksamkeit verdient. *Von Sonja Kastilan*

News geflutet wird und nicht mehr zu unterscheiden ist, was denn wichtig ist oder wer nun recht hat. Wenn die Schilderung eines Einzelschicksals in Selbstisolation etwa die gleiche Aufmerksamkeit verlangt wie die Rede der Bundeskanzlerin an uns alle, „Wir bekommen medial alles zugespielt, die offizielle Botschaft der Regierung oder das Gerücht über ein vermeintlich schädliches Medikament bis hin zum Wundermittel“, sagt Pentzold. Und während von den klassischen Medien zu erwarten sei, dass sie journalistischen Leitlinien und einem Ehrenkodex folgen, damit als Filter fungieren könnten, würden die anderen Kanäle vor allem eines begehren: Aufmerksamkeit. Die etwa das Porträt eines französischen Mediziners erhalten dürfte, der auf ein altes Malaria-Mittel bei der Covid-19-Behandlung setzt und von manchen als Wunderheiler gefeiert wird, während die Mehrzahl der Forscher noch zur Vorsicht rät. Doch die finden eher im Wissenschaftsteil Gehör, nur selten im bunt Vermischten.

Auf ein Publikum können aber auch seriöse Medien nicht verzichten. Und im Konkurrenzkampf um Leser, Hörer, Zuschauer oder Klicks werde ebenfalls zugegriffen, zumindest in Überschriften und im Vorspann, der einen Anreiz bieten soll, beobachtet Annette Leßmöllmann, Professorin für Wissenschaftskommunikation am Karlsruher Institut für Technologie. Zwar herrsche Pflicht zur Sorgfältigkeit, aber Zeitdruck, personelle Engpässe und ein womöglich erhöhter Krankenstand aufgrund von Infektionen mit Sars-CoV-2 könnten dann die Situation noch verschärfen. „Und wir fordern seit Jahrzehnten, dass Wissenschaftsressorts, Wissenschaftsjournalistinnen, und -journalisten stärker ins Nachrichtengeschehen von Politik und Wirtschaft eingebunden werden“, sagt Leßmöllmann. In Zeiten, in denen ein Virus praktisch alle Ressorts beherrscht, dürfte dieser hehre Wunsch allerdings noch schwieriger zu erfüllen sein, wenn mehr Sendeplätze und Zeitungsseiten offen sind. Service oder Nutzwertiges sei vergleichsweise schnell geliefert, an den wichtigsten Regeln habe sich seit Wochen auch nichts

geändert, sagt Pentzold und weist darauf hin, dass Erkenntnisgewinn wiederum nur schrittweise erfolge, gute Wissenschaft brauche eben Zeit. Mehr als es der stetige „Newsdruck“ erlaubt: „Statt sich nur an Fakten zu orientieren, werden Meldungen auch unreflektiert veröffentlicht und Experten fast orakelhaft zu allem Möglichen befragt, wie es etwa um Unis, Kindergärten oder die Bundesliga steht und was von Gesichtsmasken zu halten ist. Sie werden zur Vereinfachung und klaren Aussagen genötigt, ihre Expertise wird ausgedehnt“, sagt Pentzold. Manche störe das nicht, andere halten sich zurück und differenzieren, so habe der Berliner Virologe Christian Drosten zum Beispiel schon mehrfach geantwortet, mit diesem oder jenem könne er sich nicht aus, und sich auch schon über eine Zuspitzung in den Medien beklagt. „Gerade da wir eine Ausnahme-situation erleben, in der so vieles unklar ist, müssen wir hinnehmen, dass manche Dinge sehr kompliziert sind und nicht derart runtergebrochen werden können, bis es ganz einfach ist. Die Fachjournale berichten nicht massenkompatibel, für die Einordnung sind dann die anderen Medien gefordert.“ Allerdings wäre es falsch, alles in einer Person zu bündeln, nach der Risikoanalyse müssen andere die Entscheidungen fallen, da sei die Politik gefordert, und eine gewisse Unsicherheit müsse die Allgemeinheit jetzt ertragen, sich aber auch immer wieder fragen: Was ist Konsens? Was nur Einzelmeinung? Worin besteht die Expertise? Wofür übernimmt diese Person eine Verantwortung? Wo werden Personen instrumentalisiert, um zu polarisieren? Was ist inszeniert?

Derzeit findet eine starke Personalisierung statt. Ein Phänomen, das Publizistikforscher wie Tanjev Schultz vom Journalistischen Seminar an der Universität in Mainz aus anderen Feldern kennen: Jetzt komme ein Mangel an Experten hinzu, die gut Auskunft geben könnten und auch noch Zeit dafür hätten. „Und dann gibt es den Bedarf, als Medium Abwechslung bieten zu wollen“, sagt Schultz, nach dem Motto „Es muss ja noch ein paar andere geben“. Dadurch er-

halten obskure Meinungen und Außenseiterpositionen ein Forum: „In einem Gebiet, das nicht sehr groß ist, wie eben die Virologie, passiert das schnell.“ Es greifen weitere Medienmechanismen; dazu gehört ein Starkult, der Wissenschaftlern meist eher unangenehm ist, und Fernsehproduktionen brauchen irgendwann noch „andere Nasen“. Vielleicht erklärt das, warum nun öfter Frauen an den Diskussionsrunden teilnehmen, darunter junge Ärztinnen ohne einen langen Titel oder gewichtige Positionen, die mit einem frischen Gesicht für Abwechslung sorgen. Das ist nicht verkehrt. Wenn aber vermeintliche Balance dazu führt, dass unbedingt eine Gegenstimme gesucht wird, um die Diskussion interessanter zu gestalten oder gar anzuhetzen, wodurch ein Außenseiter ein breites Publikum findet, der lieber schweigen sollte, dann wird es gefährlich. „Auf diese Weise können Medien das Bild verzerrten und an den Rand drängen, was eigentlich Priorität haben sollte“, erklärt Schultz, und für die derzeit herrschende, unsichere Lage wäre das eine Gefahr. Zumal manche offenbar die Gelegenheit nutzen, alte Rechnungen aufzumachen und Versäumnisse der letzten Jahre anzuprangern, weil sie schon immer besser wussten, was nun Misstrauen und Unsicherheit schürt.

Zum Experten kann man auf unterschiedliche Weise werden: „Wer in seinem Forschungsgebiet gut ist, wird gerne als Experte herangezogen, auch Institutsleiter oder Menschen mit akademischen Titeln“, sagt Leßmöllmann. Normalerweise gebe es da belastbare Zusammenhänge. Und wer vom Forschungssystem honoriert werde durch Auszeichnungen oder viele Zitationen seiner Fachpublikationen, der wandere dann auch als Experte ins Mediensystem. Allerdings, sagt Leßmöllmann, könne eine Verzerrung, wenn Medienvertreter etwa nach einem neuen Dreh suchen und sich auf einen Außenseiter einlassen, der alles ganz anders sieht, dazu führen, dass der Falsche ein Forum erhält: „Zwar sollten Medien ausgewogen berichten, aber sie leisten ihren Lesern oder Zuschauern einen Bärendienst, wenn sie, um der Ausgewo-

genheit Genüge zu tun, die falschen Experten wählen oder sie nicht richtig einordnen.“ Was keine leichte Entscheidung ist: Wann soll man Humbug entkräften? Irrelevantes erhält so mehr Reichweite, und für Relevantes bleibt weniger Zeit. „Jeder kann selbst einen Check machen. Was für Journalisten schon immer galt, ist jetzt auch Mediennutzern zu empfehlen, eine gesunde Skepsis gehört heute dazu. Wenn jemand zu sehr gegen den Strich bürstet, alle anderen Kollegen angreift, merkt man ja oft, dass da etwas nicht stimmen kann“, sagt Leßmöllmann, die vor Techniken warnt, die Verschwörungstheoretiker gerne nutzen, indem sie Wahres und Falsches so mischen, dass auch die Summe plausibel erscheint.

Manche Experten sind außerdem sehr medienkompetent, und Leßmöllmann hält das für ein entscheidendes Kriterium heutzutage: Zwar könne niemand ganz ohne Kenntnisse bestehen, doch wer eine angenehme Stimme habe, sich auf den Punkt äußern könne, knackige Sound-Bites liefere, eloquent in Talkshows wirke, sich gut vor der Kamera mache, sich klar und einfach ausdrücke, der habe ein enormes Potential, als Experte wahrgenommen zu werden und glaubwürdig zu wirken. Wer sich als integer im eigenen Arbeitsfeld erweist und der Allgemeinheit dient, liefert zudem Kriterien, die Vertrauen schaffen. Der weiße Kittel oder akademische Titel machen wiederum noch keinen zu Experten, das sollten nicht nur jene beherzigen, die Coronaviren für die Rache der Fledermäuse halten. Jemand wie Christian Drosten durchdachte seinen Podcasts durchdacht mit Details zu Antikörper- tests heraus, weist auf Studien hin, differenziert und gesteht Unkenntnisse ein; er wirkt authentisch, wo andere sich als allwissend ausgeben. Seine Publikationsliste ist beeindruckend, die Studien werden oft zitiert, das lässt sich im Internet unter www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed leicht nachvollziehen, während dieser Check für Alexander S. Kekulé nicht überzeugend ausfällt, als Autor für den Berliner *Tagespiegel* und *Die Zeit* war – und ist – er in all den Jahren fleißiger.

Mehr Publizist denn Forscher, doch seit 1999 Direktor des Instituts für Medizinische Mikrobiologie an der Universität in Halle, und man wundert sich, warum dafür keine Forschungsvorhaben zu finden sind. Die Internetseite ist auffallend karg, auch bleibt der Twitter-Account der Fakultät still, wenn Kekulé medial in Erscheinung tritt, was er selbst twitternd bewirbt. Im Profil führt er ein „Institut für Biologische Sicherheitsforschung“, ohne es als eine GmbH auszuweisen, deren Geschäftsführer er ist, fern seines Lehrstuhls in München lebend, nicht in Halle. Bleibt die Frage, warum das RKI für ihn fast ein größerer Feind zu sein scheint als Sars-CoV-2. Oder warum er keine Sendepause einlegt, wenn zu befürchten steht, das Virus bringe ihn noch um: „Damit meine ich nicht, dass ich selbst infiziert werde“, erklärte er in einem Interview, sondern einfach von der Arbeitsbelastung her. Zu berichten gäbe es genug anderes.

Skype für die Seele

Psychotherapie in Zeiten der Pandemie? Ja, auch das geht.

Ob Gespräche mit einem Therapeuten in Alien-Verkleidung wirklich helfen können, stellte Dietrich Munz, Präsident der Deutschen Bundespsychotherapeutenkammer, schon vergangene Woche in Frage. Maske und Schutzanzug tragen kaum zu einer vertrauensvollen Atmosphäre zwischen Therapeuten und Patienten bei. Doch ist es wichtig, psychotherapeutische Behandlungen weiterhin zu ermöglichen, besonders für diejenigen, die den bedrückenden Umständen wenig entgegenzusetzen haben. Wie gelingt das?

In Deutschland gehen etwa vier Millionen Menschen pro Quartal zu niedergelassenen Psychotherapeuten oder Psychiatern, 800 000 Fälle werden im Krankenhaus behandelt. Nun sind die Flure in einigen der für sie zuständigen Kliniken leer, Ärzte und Pfleger bereiten sich auch dort auf den erwarteten Corona-Ansturm vor. „Wir mussten rund dreißig Prozent unserer Patienten entlassen“, sagt Andreas Heinz, Leiter der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Berliner Charité am Campus Mitte. Eine Station wurde ganz für Covid-19-Patienten frei gemacht. Die meisten Kliniken stehen in der Pflicht, ein bestimmtes Gebiet psychiatrisch zu versorgen. „Bei uns ist das Berlin-Mitte“, sagt Heinz. Rund die Hälfte der psychiatrischen Patienten würde hier als Notfall über Nacht eingeliefert, oft von der Polizei. Auch wer aus eigenem Antrieb Hilfe sucht, kann sicher sein: Notfälle werden weiterhin behandelt. Patienten, die teilweise schon lange auf einen Therapieplatz gewartet haben, etwa zur Depressionsbehandlung, mussten die Ärzte indes absagen. In den Ambulanzen der Kliniken werden Rezepte teils per Post verschickt und Gespräche möglichst am Telefon geführt, lieber häufiger statt einer langen Sitzung. „Der Kontakt muss intensiver sein, wenn Patient und Therapeut sich nicht gegenüber sitzen“, sagt Heinz.

Therapeuten in Praxen bieten zunehmend Videosprechstunden an. Seit vergangener Woche können diese wie normale Sitzungen abgerechnet werden und auch Erstgespräche geführt werden. Der Patient öffnet eine Art medizinisches Skype, tippt den Code ein, den sein Behandler per E-Mail geschickt hat und wartet, bis dieser auf dem Bildschirm erscheint. Jedoch scheinen die Netze schon jetzt überlastet zu sein: Bei manchen Sitzungen hängt die Übertragung, andere können gar nicht erst verbunden werden. Konkrete Daten gibt es noch keine, doch Gebhard Hentschel, Vorsitzender der Deutschen Psychotherapeuten-Vereinigung, schätzt, dass rund jede zehnte Sitzung digital stattfindet. „Wir haben weiterhin die Möglichkeit, Patienten in der Praxis zu treffen.“ Wie viele seiner Kollegen hat auch Hentschel Vorkerkungen getroffen: Man bleibt auf Abstand, Patienten werden so einbestellt, dass keine Wartesituation entsteht. Allein durch diese Maßnahmen sei Corona in den Therapiegesprächen sehr präsent, berichtet Hentschel. Auch wer vorher nicht unter Ängsten gelitten hätte, sei nun verunsichert.

Unterdessen haben Psychologen vom King's College in London in *The Lancet* berichtet, wie sich Quarantäne auf die psychische Gesundheit auswirkt: Je länger die Isolation anhält, desto häufiger treten posttraumatische Stresssymptome, Ärger und Verwirrung auf, die teils noch Monate nach dem Ende der Einsamkeit anhalten können. Die Forscher analysierten Studien zu früheren Seuchenausbrüchen, etwa Sars in China im Jahr 2003. Die lassen sich jedoch nicht direkt auf die generellen Kontaktverbote oder Ausgangssperren von heute übertragen. „Traumatisierungen, die aus einer Katastrophe resultieren und alle Menschen gleichzeitig betreffen, sind meist einfacher zu verarbeiten, als wenn man individuell als Person betroffen ist, etwa bei einem Überfall oder einer Vergewaltigung“, erklärt Heinz. „Derzeit sehen wir Solidaritätseffekte.“ Die Menschen zeigen sich kooperativ und unterstützen die Maßnahmen. Auf Dauer allerdings verstärkt soziale Isolation psychische Erkrankungen.

Joanna Kuroczik